

Alexander Blocks Autobiographie

Die Familie meiner Mutter ist, der Literatur eng verbunden. Mein Großvater, Andrej Nikolajewitsch Beketow, Botaniker von Fach, war in seinen besten Jahren Rektor der Petersburger Universität (ich wurde auch im „Rektorhaus“ geboren). Die Petersburger Hochschullehrgänge für Frauen, die „Bestushew-Kurse“ (benannt nach K. N. Bestushew-Rjumin), verdanken ihr Dasein hauptsächlich meinem Großvater.

Er gehörte zu den Idealisten reinsten Geblüts, welche unsere Zeit kaum mehr kennt. Im Grunde begreifen wir gar nicht mehr die sonderbaren und oft anekdotischen Erzählungen über die fortschrittlichen Adligen der sechziger Jahre wie Saltykow-Stschedrin oder meinen Großvater, über ihre Einstellung zu Zar Alexander II., über die Zusammenkünfte des „Literarischen Fonds“ und die Borelewtsche Mittagsrunde, über die, schöne französische und russische Sprache und die studierende Jugend Ende der siebziger Jahre. Diese ganze Epoche russischer Geschichte ist unwiederbringlich von uns gegangen, ihr Pathos ist verloren, und ihr Rhythmus mag uns heute allzu gemächlich erscheinen. In seinem Dörfchen (Schachmatowo, Kreis Klin, Moskauer Gouvernement) trat mein Großvater bisweilen auf die Freitreppe hinaus zu den Bauern, das Schnupftuch schüttelnd – aus ganz demselben Grund wie I. S. Turgenjew, der, verlegen an der Geländerfarbe polkend, mit seinen Leibeigenen redete und Bitten jeglicher Art zu gewähren versprach, um des lieben Friedens willen.

Begegnete mein Großvater einem Bauern, den er kannte, so klopfte er ihm auf die Schulter und begann mit den Worten:

Eh bien, mon petit...

Womit sich die Plauderei meistens erschöpfte. Seine liebsten Gesprächspartner waren zwei mir noch gut erinnerliche unverkennbare Spitzbuben und Tagediebe – der alte *Jacobe Fidèle*, der uns die halbe Hausgerätschaft stahl, der Wegelagerer Fjodor Kuranow (mit Spitznamen *Kuran*), der, wie es hieß, einen Mord auf dem Gewissen hatte; sein Gesicht war immer blaurot – von Wodka und, gelegentlich, von Blutergüssen; er kam bei einem „Faustkampf“ ums Leben. Beide waren wirklich klug und sehr sympathisch; ich, wie auch mein Großvater, mochte sie gern, und beide hegten für mich zeitlebens Sympathie.

Einmal sprach mein Großvater einen Bauern an, der einen Birkenstamm aus dem Wald schleppte:

Das ist zu schwer, komm, ich helfe dir.

Dabei entging ihm der offenkundige Umstand, daß die Birke in unserem Wald gefällt worden war. Meine Erinnerungen an den Großvater sind sehr schön. Stundenlang konnten wir zusammen durch Wiesen, Sümpfe und Dickichte streifen; manchmal legten wir Dutzende Werst zurück, wenn wir uns im Wald verirrt hatten; wir gruben für die botanische Sammlung Gräser und Kräuter mit den Wurzeln aus; er benannte sie mir und lehrte mich mit dieser Pflanzenbestimmung die Grundlage der Botanik, so daß mir bis heute zahllose Pflanzennamen geläufig sind. Ich weiß noch unsere Freude über eine ungewöhnliche Blüte des frühen Birnenapfels, die wir fanden, einer Art, die in der Moskauer Flora nicht vorkommt, und über einen kleinblättrigen niedrigen Farn; diesen Farn suche ich seither jedes Jahr auf dem Hügel, finde ihn aber nicht wieder; vermutlich ist er zufällig dorthin gekommen und dann ausgestorben.

Das alles geht auf die dunklen Zeiten zurück, die nach den Ereignissen vom 1. März 1881 anbrachen. Mein Großvater setzte seine Botanikvorlesungen bis zu seiner Erkrankung fort; im Sommer 1897 warf

ihn ein Schlaganfall nieder, er lebte noch fünf Jahre – der Sprache nicht mehr mächtig, an den Rollstuhl gefesselt. Er starb am 1. Juli 1902 in Schachmatowo. Zur Beisetzung wurde er nach Petersburg übergeführt. Zu denen, die den Sarg am Bahnhof erwarteten, gehörte Dmitri Iwanowitsch Mendelejew. Dmitri Iwanowitsch spielte eine große Rolle in der Familie Beketow. Meine Großeltern waren mit ihm befreundet. Kurz nach der Bauernbefreiung waren er und mein Großvater ins Moskauer Gouvernement gereist und hatten im Kreis Klin zwei Güter gekauft, einander in Nachbarschaft: das Mendelejewsche Boblowo liegt sieben Werst von Schachmatowo entfernt, als Kind war ich manchmal dort und häufig in meinen Jugendjahren. Dmitri Iwanowitsch Mendelejews älteste Tochter aus zweiter Ehe, Ljubow Dmitrijewna, wurde meine Braut. 1903 fand in der Kirche des zwischen Schachmatowo und Boblowo gelegenen Dorfes Tarakanowo unsere Trauung statt.

Die Frau meines Großvaters, meine Großmutter Jelisaweta Grigorjewna, ist die Tochter des bekannten Naturkundlers und Mittelasienforschers Grigori Silytsch Karelin. Ihr ganzes Leben hindurch war sie mit Kompilationen und Übersetzungen wissenschaftlicher und literarischer Werke beschäftigt. Die Liste ihrer Arbeiten ist groß; in ihren letzten Lebensjahren bewältigte sie bis zu zweihundert Druckbogen im Jahr; sie war sehr belesen und beherrschte mehrere Fremdsprachen; sie hatte eine erstaunlich lebendige und eigenständige Weltsicht, ihr Stil war bildhaft, ihre Sprache treffsicher und kühn und verriet die kosakische Herkunft. Einige ihrer zahlreichen Übersetzungen sind bis heute die besten.

Ihre Nachdichtungen erschienen im *Zeitgenossen*, unter dem Pseudonym „J. B.“, und – hier ohne Namen – in Gerbels *Englischen Dichtern*. Viele Werke übersetzte sie – von Buckle, Brehm, Darwin, Huxley, Moore (die Verserzählung „Lalla Rukh“), von Beecher-Stowe, Goldsmith, Stanley, Thackeray, Dickens, W. Scott, Bret Harte, George Sand, Balzac, V. Hugo, Flaubert, Maupassant, Rousseau, Lesage. Das sind bei weitem nicht alle. Ihr Honorar war immer kläglich gering. Jetzt sind die Hunderttausend Bände in billigen Ausgaben herausgekommen, wer aber die antiquarischen Preise kennt, weiß, wie teuer zumindest die sogenannten *144 Bände* sind (Verl. G. Pantelejew), die viele Übersetzungen von J.G. Beketowa und ihrer Tochter enthalten. Ein charakteristisches Kapitel in der Geschichte der russischen Aufklärung.

Abstraktes und „Verfeinertes“ lagen meiner Großmutter weniger; ihr Stil war allzu lapidar und hatte viel Umgangssprachliches. Ihr äußerst geradliniger Charakter vereinigte sich mit klarem Denken, klar wie die Sommermorgen auf dem Lande, an denen sie sich vor Tagesanbruch an die Arbeit zu setzen pflegte. Lange Jahre erinnerte ich mich dunkel, so wie an alles aus der Kindheit, an ihre Stimme, an ihre Finger, unter denen mit ungewöhnlicher Geschwindigkeit helle Wollblumen wuchsen, an die bunten Flickendecken, die sie aus alten, sorgsam aufbewahrten Stoffresten und Lumpen nähte, und mit alldem an ihre große Lebenskraft und Heiterkeit, die mit ihr aus unserer Familie geschieden sind. Sie konnte sich ganz einfach der Sonne erfreuen, des schönen Wetters, selbst in ihren letzten Lebensjahren, als sie von Krankheiten gemartert wurde und von Ärzten, bekannten und unbekanntenen, die peinigende und unsinnige Experimente an ihr vollführten. All das verminderte nicht ihren unbändigen Willen zum Leben.

Ihre Vitalität und Lebensnähe ging auch in ihren literarischen Geschmack ein; bei aller Feinheit des künstlerischen Verständnisses sagte sie, daß „Geheimrat Goethe den zweiten Teil des *Faust* nur geschrieben hat, um die tiefsinnigen Deutschen zu verblüffen“. Ebenso hatte sie die Moralpredigten Tolstois. All das verflocht sich mit einer glühenden Romantik, die manchmal an altväterliche Sentimentalität grenzte. Sie liebte Musik und Poesie und schrieb für mich kleine Scherzgedichte, in denen jedoch mitunter auch Trauer anklang:

*Denn oft hat auch in dunklen Stunden,
Aus Liebe für den Enkel, dir*

*Die alte Großmutter gewunden
Den heitren Verskranz – so wie hier.*

Meisterhaft las sie Szenen aus Slepzow und Ostrowski und die verschiedensten Tschechow-Erzählungen. Als eine ihrer letzten Arbeiten übertrug sie zwei Tschechow-Erzählungen ins Französische (für die *Revue des deux Mondes*), wofür ihr Tschechow freundliche Dankeszeilen sandte.

Ihre Erinnerungen ließ meine Großmutter leider ungeschrieben. Ich besitze nur einen Entwurf; sie war mit vielen russischen Schriftstellern persönlich bekannt, verkehrte mit Gogol, den Brüdern Dostojewski, A. Grigorjew, Tolstoi, Polonski und Maikow. Ich habe auch noch jenes englische Romanexemplar in Verwahrung, das ihr F.M. Dostojewski seinerzeit persönlich zum Übersetzen gab. Die Übersetzung ist dann in der *Zeit* erschienen.

Meine Großmutter starb rund drei Monate nach dem Tode meines Großvaters – am 1. Oktober 1902. In den Töchtern meiner Großeltern, meiner Mutter und ihren beiden Schwestern, lebten die Liebe zur Literatur und das ungetrübte Verständnis für deren hohe Bedeutung als Erbe fort. Alle drei übersetzten sie. Bekannt wurde die älteste, Jekaterina Andrejewna (verehelichte Krasnowa). Sie schrieb zwei Bücher, die allerdings erst nach ihrem Tode erschienen sind (sie starb am 4. Mai 1892), *Erzählungen* und *Gedichte* (letztere fanden eine ehrenvolle Erwähnung der Akademie der Wissenschaften). Ihre originelle Erzählung „Nicht das Schicksal“ wurde im *Boten Europas* veröffentlicht. Übersetzt hat sie aus dem Französischen (Montesquieu, Bernardin de Saint-Pierre), aus dem Spanischen (Espronceda, Bécquer, Perez Galdós, ein Aufsatz über Pardo-Bazán), und sie bearbeitete englische Erzählungen für Kinder (Stevenson, Haggard; erschienen bei Suworin in der *Billigen Bibliothek*).

Meine Mutter, Alexandra Andrejewna (in zweiter Ehe mit Familiennamen Kublizkaja-Piottuch), übersetzte und übersetzt aus dem Französischen – in Vers und Prosa (Balzac, V. Hugo, Flaubert, Zola, Musset, Erckmann-Chatrion, Daudet, Baudelaire, Verlaine, Richepin). In jungen Jahren schrieb sie Gedichte, veröffentlichte aber nur Verse für Kinder.

Maria Andrejewna Beketowa übersetzte und übersetzt aus dem Polnischen (Sienkiewicz und viele andere), aus dem Deutschen (E.T.A. Hoffmann), dem Französischen (Balzac, Musset). Aus ihrer Feder stammen populäre Bearbeitungen aus Jules Verne, Silvio Pellico sowie Biographien (Andersen) und Monographien fürs Volk (Holland, Geschichte Englands u.a.). Die *Carmosine* von Musset in ihrer Übertragung wurde erst unlängst im Arbeitertheater aufgeführt.

In der Familie meines Vaters spielte die Literatur keine große Rolle. Der Großvater – Lutheraner, Nachfahre des aus Mecklenburg stammenden Leibarztes Zar Alexej Michailowitschs (ein Vorfahre, der Leibchirurg Iwan Block, wurde unter Paul I. in den russischen Adelsstand erhoben). Verehelicht war mein Großvater mit der Tochter des Gouverneurs von Nowgorod, Ariadna Alexandrowna Tscherkassowa. Mein Vater, Alexander Lwowitsch Block, war Professor für Staatsrecht an der Warschauer Universität. Er starb am 1. Dezember 1909. Sein Fachwissen füllte bei weitem nicht seine Tätigkeit aus und auch nicht seine wohl weniger wissenschaftlichen als künstlerischen Ambitionen. Sein Geschick ist voll von verwickelten Widersprüchen, etwas ungewöhnlich und düster. Er veröffentlichte in seinem Leben nur zwei kleinere Bücher (die lithographierten Vorlesungen nicht gerechnet) und arbeitete in den letzten zwanzig Jahren an einem Werk über die Klassifikation der Wissenschaften. Hervorragender Musiker, Kenner der schönen Literatur und feiner Stilist, zählte sich mein Vater zu den Schülern Flauberts. Das mag auch der Hauptgrund dafür sein, daß er so wenig geschrieben und das Hauptwerk seines Lebens nicht zu Ende geführt hat; es gelang ihm nicht, seine unaufhörlich sich verzweigenden Ideen in jene dichte Form zu bringen, die er suchte. Diese Suche nach der dichten Form hatte etwas Verbissenes, Erschreckendes, wie auch seine gesamte seelische und physische Erscheinung. Ich habe ihn wenig gesehen, doch ich erinnere mich an ihn schmerzhaft genau. Die Kindheit erlebte ich in der Familie meiner Mutter. Hier liebte und erfaßte man das *Wort*; hier

walteten die althergebrachten Begriffe von literarischen Werten und Idealen. Vulgär gesagt, à la Verlaine, überwog hier die „*éloquence*“: nur meine Mutter war in ständigem Aufruhr und in Unruhe um das Neue, und meine Neigung zur *musique* fand in ihr Unterstützung. Im übrigen setzte mir niemand in der Familie zu; alle liebten und verwöhnten mich. Der guten alten *éloquence* aber schulde ich Dank bis ins Grab, denn durch sie begann Literatur für mich nicht erst mit Verlaine und der *Décadence*. Quelle meiner ersten Inspiration war Shukowski. Seit früher Kindheit entsinne ich mich ständig anrollender lyrischer Wellen, die noch kaum mit irgendwessen Namen verbunden waren. Es sei denn mit dem Namen Polonski und dem ersten Eindruck von seinen Versen:

*Ich träumte, ich bin frisch und jung
Und glühend im Erwarten.
Kühl prangt die Morgendämmerung,
Sinkend in den Garten.*

Die „Lebenserfahrung“ währte nicht lange. Dunkel erinnere ich mich an die riesigen Petersburger Wohnungen mit einem Haufen Leute, mit einer Amme, mit Spielzeug und Weihnachtsbäumen – und an die wohltuende Einsamkeit unseres kleinen Gutes. Mit erst etwa fünfzehn erfuhr ich die erste bewußte Liebesehnsucht und mit ihr die ersten Anfälle von Schmerz und Ironie, die viele Jahre später in meinem ersten dramatischen Versuch („Die Schaubude“, lyrische Szenen) in Erscheinung traten. Zu „dichten“ begann ich schon mit kaum fünf Jahren. Weit später gründete ich gemeinsam mit mehreren Cousins das Journal *Bote*, das wir handschriftlich in einem Exemplar „herausgaben“; hier figurierte ich drei Jahre lang als Redakteur und fleißiger Autor. Das ernsthafte Schreiben begann, als ich etwa achtzehn Jahre alt war. Drei oder vier Jahre hindurch ließ ich das Geschriebene nur meine Mutter und meine Tante sehen. Es waren lyrische Verse, und bis zum Erscheinen meines ersten Bandes *Verse von der Schönen Dame* hatten sich an die achthundert Gedichte angesammelt, abzüglich der frühen Jugendgedichte. In den Band aufgenommen wurden nur ungefähr hundert. Manches von dem Alten veröffentlichte und veröffentlichte ich noch heute in Zeitungen und Zeitschriften.

Die Familientraditionen und mein eingekapseltes Dasein trugen dazu bei, daß ich bis zu den ersten Semestern an der Universität keine einzige Zeile von der sogenannten „neuen Poesie“ gelesen hatte. Hier, im Zusammenhang mit starken mystischen und romantischen Erlebnissen, ergriff die Poesie Wladimir Solowjows von mir Besitz. Bisher war mir die Mystik, die die Atmosphäre des alten und der ersten Jahre des neuen Jahrhunderts beherrschte, unverständlich gewesen; mich beunruhigten Zeichen, die ich in der Natur sah, doch all das hielt ich für „subjektiv“ und verbarg es sorgfältig vor den anderen. Nach außen hin befließigte ich mich damals der Schauspielerei, deklamierte hingebungsvoll Maikow, Fet, Polonski, Apuchtin und spielte in Laienaufführungen im Hause meiner künftigen Braut den Hamlet, den Tschazki, den Geizigen Ritter und... Vaudevilles. Die nüchternen und normalen Menschen meiner Umgebung bewahrten mich wahrscheinlich vor den Umtrieben der mystischen Scharlatanerie, die einige Jahre später in bestimmten literarischen Kreisen Mode wurde. Zum Glück und Unglück kam die „Mode“, wie immer, erst auf, als sich innen alles wieder formiert hatte; als die Elemente, die unter der Erde tobten, nach außen schlugen, sammelte sich eine große Schar von Liebhabern leichter mystischer Kost. Auch ich entrichtete in der Folgezeit meinen Tribut an diesen neuen schimpflichen „Trend“, doch geht das bereits über den Rahmen der Autobiographie hinaus. Wen es interessiert, der sei auf meine Gedichte und auf den Artikel „Über den gegenwärtigen Zustand des russischen Symbolismus“ (Zeitschrift *Apollo*, 1910) hingewiesen. Doch nun zurück.

Wegen meiner völligen Unkenntnis und meines Unvermögens, mit der Welt zu verkehren, geschah mir einmal etwas, woran ich heute gern und dankbar zurückdenke: An einem regnerischen Herbsttag (des Jahres 1900, wenn ich nicht irre) ging ich zu einem alten Bekannten unserer Familie, Viktor

Petrowitsch Ostrogorski, der inzwischen verstorben ist. Er redigierte damals die „Gotteswelt“. Ohne zu sagen, wer mich schickte, reichte ich ihm aufgeregt zwei kleinere Gedichte, entstanden unter dem Eindruck des Sirin, Alkonost und Gamajun von Wasnezow. Er überflog die Gedichte, sagte:

Daß Sie sich nicht schämen, junger Mann! So was zu treiben, und in der Universität ist Gott weiß was los!

und geleitete mich mit grimmigem Wohlwollen hinaus. Damals war ich beleidigt, aber heute erinnere ich mich daran lieber als an viele spätere Lobpreisungen.

Nach dieser Geschichte unterließ ich es lange, mich irgendwo anzubieten, bis man mich 1902 an B. Nikolski empfahl, der damals gemeinsam mit Repin eine Studentenanthologie vorbereitete.

Bereits ein Jahr später publizierte ich „ernsthaft“. Die ersten, die von sich aus auf meine Gedichte aufmerksam wurden, waren Michail Sergejewitsch Solowjow und Olga Michailowna Solowjowa (eine Cousine meiner Mutter). Meine ersten Sachen erschienen 1903 in der Zeitschrift *Neuer Weg* und, fast gleichzeitig, in dem Almanach *Nördliche Blumen*.

Siebzehn Jahre meines Lebens wohnte ich in der Kaserne des Leibgardegrenadierregiments (als ich neun war, hatte meine Mutter ein zweites Mal geheiratet; mein Stiefvater, F. F. Kublizki-Piottuch, diente im Regiment). Nach Abschluß des Petersburger Wwedenski-Gymnasiums (heute nach Zar Peter dem Großen benannt) nahm ich das Studium an der Juristischen Fakultät der Petersburger Universität auf; dies reichlich unbedacht, denn nach dem dritten Semester wußte ich, daß mir die Jurisprudenz ganz und gar fremd ist. Im Jahr 1901, das sehr wichtig und schicksalsentscheidend für mich war, wechselte ich auf die Philologische Fakultät über und belegte die slawisch-russische Fachrichtung, die ich im Frühjahr 1906 mit dem Staatsexamen abschloß.

Die Universität spielte in meinem Leben keine besonders wichtige Rolle, auf alle Fälle aber vermittelte mir die Hochschulbildung eine gewisse geistige Disziplin und bestimmte Fertigkeiten, die mir bei literar-historischen Studien und eigenen kritischen Abhandlungen, aber auch bei der künstlerischen Arbeit (Material für das Stück *Rose und Kreuz*) sehr zugute kommen. Mit den Jahren schätze ich immer mehr, was mir die Universität in Gestalt der verehrten Professoren A.I. Sobolewski, I.A. Schljapkin, S.F. Platonow, A.I. Wwedenski und F.F. Selinski vermittelte. Wenn es mir gelingt, meine Studien und Aufsätze, die in einer Menge verschiedener Ausgaben verstreut sind und noch einmal gründlich überarbeitet werden müssen, in einem Band zusammenzustellen – den Anteil Wissenschaftlichkeit, der in ihnen enthalten ist, würde ich der Universität zu verdanken haben. Mein „selbständiges“ Leben begann im Grunde erst nach Abschluß des Universitätsstudiums. Weiterhin Gedichte schreibend, die ab 1897 alle als Tagebuch betrachtet werden können, verfaßte ich im Jahr meines Universitätsabschlusses die ersten Stücke in dramatischer Form; Hauptthemen meiner Aufsätze (außer den rein literarischen) waren und sind „die Intelligenz und das Volk“, das Theater und der russische Symbolismus (*nicht* lediglich als literarische Schule gefaßt).

Jedes Jahr meines bewußten Lebens trägt für mich deutlich eine bestimmte Farbe. Von den Ereignissen, Erscheinungen und Zeichen, die mich in dieser oder jener Weise besonders stark beeinflussten, sind zu erwähnen: die Begegnung mit Wl. Solowjow, den ich nur von weitem sah; die Bekanntschaft mit N.S. Solowjow und M.O. Solowjowa, mit S.N. Mereshkowskaja und D.S. Mereshkowski und A. Bely; die Ereignisse des Jahres 1904–1905; die Bekanntschaft mit dem Theaternmilieu, zunächst im Schauspielhaus der inzwischen verstorbenen V.F. Kommissarschewskaja; der tiefe Niedergang der Vorstellungen von Literatur und der Beginn der „Fabrik“literatur, einhergehend mit den Ereignissen des Jahres 1905; die Bekanntschaft mit dem Werk des verstorbenen August Strindberg (anfangs über den Dichter Wl. Pjast); drei Auslandsreisen: nach Italien – Norditalien (Venedig, Ravenna, Mailand) und Mittelitalien (Florenz, Pisa, Perugia und viele andere Städte und Ortschaften Umbriens); nach

Frankreich (dem Norden der Bretagne, den Pyrenäen – in die Gegend von Biarritz, einige Male nach Paris), nach Belgien und Holland; außerdem führte es mich eigentümlicherweise alle sechs Jahre meines Lebens nach Bad Nauheim (Hessen-Nassau), an das mich besondere Erinnerungen binden. In diesem Frühjahr (1915) hätte ich zum viertenmal dorthin reisen müssen; doch in die persönliche und niedere Mystik meiner Reisen nach Bad Nauheim mischte sich die allgemeine und höhere Mystik des Krieges.

Alexander Blok, Juni 1915